



DER BISCHOF VON LIMBURG

Dr. Georg Bätzing

Predigt zur Thomas-Akademie Frankfurt Sankt Georgen – 29. Januar 2020 Texte: Weish 7 – Mt 23,8-12

Liebe Schwestern und Brüder im Glauben,

auch ein intellektueller Gigant und „engelgleicher“ theologischer Lehrer wie der heilige Thomas von Aquin ist nicht vom Himmel gefallen. Er war Kind seiner Zeit, eingebunden in eine geschichtliche Situation und einen soziologischen Hintergrund. Und die erste Hälfte des 13. Jahrhunderts war eine extrem konfliktreiche Zeit des Aufbruchs der Christenheit in eine neue Phase.

Dass die adligen Verwandten des Thomas mit aller Macht seinen Eintritt in den wenige Jahre zuvor gegründeten Predigerorden verhindern wollen, weil seine Laufbahn als Abt in Monte Cassino vorgezeichnet schien, ihn kurzerhand kidnappten und ein Jahr auf dem Anwesen der Familie festhielten, das ist nicht bloß Ausdruck familiärer Eitelkeit oder etwa Auflehnung gegen die geistliche Berufung an sich (wie sie heute vielen Theologiestudierenden begegnet). Es war viel grundsätzlicher die Reaktion eines kategorischen Konservatismus, dem das gesellschaftliche Gefüge der mittelalterlichen Ordnung ins Wanken geriet und der geradezu in einen Schockzustand verfiel angesichts des Erwachens des Evangeliums in den neu entstandenen Gemeinschaften der Minder- und Predigerbrüder.

Sie wählen die Armut. Sie lehnen institutionell und wirtschaftlich die feudale Verfassung der Kirche ab. Sie verzichten auf Pfründe. Sie lösen die Freiheit des Wortes Gottes und der Predigt aus den feudalen Belastungen heraus. Sie organisieren ihre Leitung aufgrund von Wahlen und nicht auf der Basis einsamer Entscheidungen geistlicher oder weltlicher Fürsten. Und das alles aus Leidenschaft für das Evangelium und seine Verkündigung. Dessen Paradox wird den Angehörigen der neuen Bewegungen zur eigentlichen Triebfeder: Bruch mit der Welt, um auf diese Weise neu und anders in der Welt gegenwärtig zu sein.

Die große Mehrheit der Bischöfe und Fürsten bleibt dieser Bestrebung gegenüber gleichgültig oder feindselig. Sie wollen schützen, was über drei Jahrhunderte hin gegolten hatte. Sie sehen die bestehende Ordnung bedroht, die auf zwei Fundamenten fußt: den geistlichen und weltlichen Machtzentren, symbolisiert in den Burgen der Lehnsherren und den Monasterien klösterlicher Organisation. Diese alte Ordnung stiftete bei allem Streit starke Bande der Solidarität geistiger und wirtschaftlicher Interessen. In ihrer Unbeweglichkeit blenden sie grundstürzende Veränderungen des gesellschaftlichen Lebens nahezu aus. Sie interessieren sich nicht für die längst in Gang gekommenen Entwicklungen in der sozialen Schicht der Handwerker und Bauern. Die kommunale Bewegung in den Bürgerschaften der Städte, die für sich Freiheitsrechte einklagen, halten sie für Auswirkungen ungesunder Aufsässigkeit. Und die Leibeigenschaft verteidigen sie als eine ehrenhafte menschliche Stellung – und begründen sie obendrein mit Hilfe des Evangeliums und der kirchlichen Lehre. Sie verstehen nicht, dass diese Sozialgestalt einer Einheit von Kirche und Gesellschaft an ihr Ende kommt; dass mehr und mehr junge Menschen daraus ausbrechen und aufbrechen, weil sie in den Stadtschulen und Universitäten ein neues Bewusstsein entwickeln. „Sie verstehen den neuen Menschen nicht, der im Kommen begriffen ist“ (Marie-Dominique Chenu).

Was für eine Tragik, möchte man denken. Aber, liebe Schwestern und Brüder, kann sich eine solche Verkennung von „Zeichen der Zeit“ nicht auch heute wiederholen? Manchmal beschleicht mich die Sorge, dass man auch uns in der geschichtlichen Beurteilung einmal vorhalten wird, Entwicklungen übersehen, vernachlässigt, ausgeblendet oder gar abgewehrt zu haben, die offenkundig eine neue Sozialgestalt des Christlichen mitten in der Welt von heute anzeigen und die Kirche verändern werden – ob wir nun daran befördernd mitarbeiten oder nicht. Die entschiedene Suche nach Wegen hin zu sichtbarer Kircheneinheit in der Ökumene und die Frauenfrage stehen für mich dabei an erster Stelle. Aber auch die Themen von Leitung, Macht und Amt in der Kirche. Und weltweit gewiss die wachsende Kluft von Armut und Reichtum, an der sich der Ernst des Evangeliums zu jeder Zeit zu bewähren hat. Ich frage mich in diesem Zusammenhang, ob nicht der Evangelische Rat der Armut als dem sakramentalen Amt in der Kirche angemessenes Zeichen heute sprechender wäre „um des Himmelreiches willen“, als die Ehelosigkeit.

Aber zurück zu Thomas und seiner Zeit. Aufgrund seiner Berufung hat er sich also die Freiheit erobert, modern zu sein, getreu dem Evangelium im besten Sinn des Wortes, ein Aussteiger. Kann man glauben, dass dieser existentiell hoch bedeutsame Schritt, das Evangelium radikal zu leben, nicht auch sein Denken und seine Theologie geprägt hat? Die neue Bewegung bringt nicht nur eine institutionelle Form hervor, sondern auch eine Lehre, die auf einer neuen Art zu denken, die Theologie zu begründen und die Religion zu erklären fußt.

Es ist nicht zufällig ein Vertreter der Nouvelle Théologie des 20. Jahrhunderts, der Franzose Marie-Dominique Chenu OP (1895-1990), der das vor 60 Jahren so beschrieb: *„Bruch mit der Welt und Gegenwart in ihr: dieses Paradox des Christen in der Welt, der Gegenwart seines Gottbezuges in jeder menschlichen Wirklichkeit, in der fleischlichsten wie in der geistigsten, kommt in der Tat nicht nur auf dem Feld des individuellen und kollektiven Handelns zum Austrag. Es erstreckt sich nach der totalen Logik der Inkarnation und des Heiligen Geistes auch auf die Kultur der Vernunft. Diese ‚Evangelischen‘ sind zutiefst hineingebunden in die Kultur ihrer Zeit und lassen sich auf alle ihre Probleme ein ... (auch) die berauschte Entdeckung der griechischen Vernunft ... So führt die Gnade die Natur zu sich selbst und zu ihrer Vollendung, in der Gemeinschaft wie in den Einzelpersonen, in der Tätigkeit wie in der Kontemplation. Das ist das Paradox des Evangeliums, das ist nach seiner eigenen Formulierung die Lehre des hl. Thomas. So führt der Glaube die Vernunft zu sich selbst, sowohl in ihrer eigenen Ordnung wie in ihrem Bemühen um ein Verstehen dieses Glaubens. Eine Theologie ist evangelisch, wenn sie der Vernunft, ihren Methoden, ihren Gegenständen den ihnen eigenen Wert belässt, besser: verleiht. Denn das ist der Weg, in der Freiheit des Glaubens die Transzendenz des Wortes Gottes zu wahren. Und andererseits ‚wird eine Philosophie umso christlicher, je mehr sie echte Philosophie wird‘ (E. Gilson). Die Kultur kann sich dann christlich nennen, wenn sie im besten Sinne Kultur im menschlichen Gemeinwesen ist. Im Evangelium erfolgt der Bruch mit der Welt um der Gegenwart in ihr Willen. Die evangelische Berufung des Bruders Thomas von Aquin steht am Ursprung seiner Theologie“* (Marie-Dominique Chenu, Thomas von Aquin [rororo 680], Reinbek bei Hamburg 1960, 18-20). Besser ließe sich nicht ansagen, was bis heute die Aufgabe der theologischen Wissenschaft ist. Auf solche Weise unterstützen Philosophen und Theologen im Austausch mit der Kultur unserer Zeit jene Prozesse, die wir als Aufgabe notwendiger Kirchenentwicklung gemeinsam zu gestalten haben.

Liebe Schwestern und Brüder, so einschneidend wie der Beginn des Thomas von Aquin als einer theologischen Existenz ist auch das Ende seines wissenschaftlichen Wirkens, weil ihm zuletzt die Unzulänglichkeit seines Denkens immer deutlicher bewusst wurde. Die Szene ist gut überliefert: Als er einmal aus der Messe in seine Zelle zurückkehrte, war Thomas seltsam verändert. Er legte den Gänsekiel beiseite und antwortete auf die Frage seines Freundes nur: „Alles, was ich geschrieben habe, erscheint mir wie Spreu verglichen mit dem, was ich geschaut habe und was mir offenbart worden ist.“ Hat je ein großer Denker am Ende seines Lebens so über sein eigenes Werk geurteilt? Diese Haltung muss bereits in den Jahrzehnten seines produktiven Schaffens eingeübt worden sein. Der Mediävist und verabschiedete Präsident der Deutschen Forschungsgemeinschaft, Peter Strohschneider, hat unlängst von der „Vorbehaltlichkeit“ wissenschaftlichen Arbeitens gesprochen (vgl. F.A.Z. Nr. 292, 16. Dezember 2019, 13). Damit meint er eine nötige Selbstdistanz von Wissenschaftlern in zweierlei Hinsicht: Wirklich gebildet ist der, der um die Grenzen seiner eigenen Spezialisierung weiß und die Forschung anderer ebenso schätzt wie das eigene Wissen.

„Die Wissenschaft“ im Singular und an sich gibt es nicht. Vor allem wird man aber zwischen religiösen Gewissheiten und dem methodisch verlässlichen, aber auf Revidierbarkeit hin angelegten Wissen der Wissenschaften unterscheiden. „Vorbehaltlichkeit“ in diesem Sinne ist auch in den Auseinandersetzungen unter Theologinnen und Theologen und auf dem Synodalen Weg der Vergewisserung in unserer Kirche ein kluges Gebot der Stunde. Vielleicht ist es ins Methodische gekehrt genau das, was wir meinen, wenn wir von einem „geistlichen Prozess“ sprechen und ihn miteinander gehen wollen. Vom heiligen Thomas lässt sich jedenfalls gut lernen, dass alles menschliche Wissen, alle Erkenntnis und auch jede geformte und formulierte Wahrheit im Glauben überstiegen und geweitet werden kann, wenn der Geist Gottes die Kirche dafür öffnet. Ich baue darauf.